

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 1.

Berlin, Donnerstag den 2. Januar

1845.

Die Literatur des Auslandes. 1845.

Wer die Journalistik unserer Tage mit der aus jener Zeit vergleicht, in der diese Blätter begründet wurden, wird die Umwandlung leicht bemerken, die seit zehn bis fünfzehn Jahren die äußere Form, noch mehr aber der Gedanke und der Inhalt der geleseeneren deutschen Journale erfahren hat. Nicht mehr wie sonst bringen sie uns bloß Lectüre zum Zeitvertreib, nicht mehr jene formlosen Berichte über sämtliche Theater in den großen und kleinen Hauptstädten unseres Vaterlandes, und nicht mehr endlich jene von Woche zu Woche sich hinziehenden, wahrhaft „unbändigen“ Romanfortsetzungen — eine Geschmacklosigkeit, auf die merkwürdig genug die Franzosen erst nach den Deutschen gekommen sind. Vielmehr finden wir in denjenigen Zeitschriften, die nicht bloß durch die Zahl ihrer Abonnenten, sondern auch durch ihren Einfluß als Organe des deutschen Geisteslebens zu betrachten sind, ernste Erörterungen über Fragen der Gegenwart, historische Rückblicke auf die großen Thaten und Unterlassungsfünden der Vergangenheit, Hinweisungen auf die hohen Zukunftsziele, die Deutschland treu im Auge zu behalten und zu erreichen hat, um mit den anderen, an der Spitze der Civilisation stehenden Völkern auf völlig gleiche Linie gestellt zu werden, und redlich gemeinte Bestrebungen zu größerer und immer allgemeinerer Verbreitung von Wissenschaft und Kunst. Daß diese veränderte Gestalt der Journalistik nicht bloß mit der gewachsenen Einsicht der Redactionen, sondern auch mit der des Publikums zusammenhängt, geht daraus hervor, daß dasselbe vorzugsweise solchen Blättern seine dauernde Theilnahme schenkt, die jene Aufgaben sich gestellt, und daß da, wo etwa örtliche Einflüsse die Journalistik auf ihrem untergeordneten früheren Standpunkte zurückhalten, diese sich von den Blättern anderer deutscher Gegenden verdrängt sieht, denen eine günstigere Constellation vergönnt ist.

Wir sind weit davon entfernt, die Wirksamkeit und den Einfluß unseres „Magazins“ mit denen der besseren deutschen Zeitschriften, die die Wissenschaft und den Gedankenstoff des Vaterlandes selbst verarbeiten, auf gleiche Linie zu stellen, aber das Zeugniß dürfen wir uns geben, daß wir es im Streben nach einem höheren Ziele den besten gleichzutun suchen, und daß wir stets von dem Bewußtseyn erfüllt waren, im Dienste einer sittlicheren Idee zu stehen, als der einer bloßen Speculation auf Abonnenten, welche Letzteren freilich die notwendige Unterlage jeder Zeitschrift sind, aber nicht ihr eigentliches Ziel seyn dürfen. Weil einem großen Theil unserer Journale jenes Bewußtseyn mangelt, darum sinken sie so häufig zu einer ungeachteten Stellung in der Gesellschaft hinab, während ihnen doch die schöne Aufgabe zu Theil ward, Bildner der Bildungsfähigen, Führer der Strebenden und Herolde des Fortschrittes der Menschheit zu seyn.

Ja, wenn in Büchern die Resultate der Wissenschaft und der Forschungen des Menschengesistes niedergelegt werden, so sind die Journale dazu da, das Material zusammenzutragen, aus welchem sich dieser seine Tempel erbaut. Besonders aber in einer Zeit wie die unsrige, die sich durch mancherlei Merkmale als Uebergangs-Periode einer geschichtlichen Epoche zu einer anderen zu erkennen giebt, ist es der Beruf der Journalistik, Licht nach allen Seiten hin zu vertheilen, um denen, die die Wahrheit in den verschiedensten Richtungen suchen, zu zeigen, wo der Weg vorwärts führt und wo dagegen die Humanität, diese edelste Frucht des Alterthums, der christlichen Weltanschauung und der neueren Bildung, gefährdet ist. Denn wir wollen uns nicht verhehlen, daß, so viele Ideen auch die Zeit auf politischem wie auf religiösem und socialelem Gebiete bewegen, doch nichts weniger als Klarheit und Ordnung darin herrschen. Man hat zwar das Ziel dieser Ideen und Bewegungen bald in neuen Staatsformen, bald in einer Veränderung der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und bald endlich in der Organisation der Arbeit, wie in einer Reorganisation der Gesellschaft überhaupt, erblickt, aber wie bunt durchkreuzen sich noch die Ansichten über jedes dieser Momente; Theorien werden auf Theorien gehäuft, und das, was hier und da zur Ausführung kommt, wird als ein bloßer Versuch betrachtet, an dessen Zukunft die Beteiligten selbst nicht glauben. Ueberall wird vielmehr des Räthfels Wort, das dem die Zeit bewegenden Gedanken zum Durchbruch verhelfen soll, von der Zeit und deren Bewegungen selbst noch erwartet.

Mit einem Hinblick auf die Bewegungen unserer Zeit werden wir Deutschen von lebhafteren und beweglicheren Nationen freilich oft als der „Hafshar“ unter den Stämmen Europa's bezeichnet, welcher in der Schrift mit einem Thiere von starken Knochen verglichen wird, dem, zwischen Fäden gelagert,

die Geduld nie ausgehe, obwohl es schwere Lasten zu tragen habe; aber der Spott ist ungerecht, denn wenn irgend eine Nation ihre Zeit mit Bewußtseyn durchlebt, so ist es gerade die deutsche, und was die Ideen betrifft, aus denen jene Bewegungen hervorgegangen, so fehlt es an deren allseitiger Entwicklung in Deutschland weder auf politischem noch auf religiösem und socialelem Gebiete. Ja, Deutschland ist gerade vermöge seiner staatlichen und kirchlichen Geheiltheit das Land schärferer Beobachtung und Kritik, und wenn hier auch jene Manifestationen der Ungeduld nicht vorkommen, die in anderen Ländern zu freilich oft übereilten, eben so häufig scheiternden als gelingenden, aber darum stets belehrenden und die politische Gesinnung kräftigenden Experimenten führen, so hat doch seit einem halben Jahrhundert die Erfahrung gezeigt, daß auch uns solche Lehren nicht verloren gehen, daß wir die Resultate jener Experimentirungen uns aneignen, ohne die blutigen Kämpfe zu bestehen, die mit politischen Konvulsionen stets verbunden sind, und daß selbst unsere Nationalität durch die bloße Macht des Gedankens gestärkt wird, der es immer allgemeiner zum Bewußtseyn der deutschen Fürsten wie der deutschen Volkstämme bringt, daß wir, um hinter anderen großen Nationen nicht zurückzubleiben, nothwendig auch zu einer Nationaleinheit, zu einer Vereinigung der materiellen wie der sittlichen Interessen, uns erheben müssen.

Geben wir aber zu, daß Alles, was in dieser bewegten Zeit in den viel experimentirenden, so wie in den minder beweglichen Ländern, von denen wir umgeben sind, geschieht, unsere Aufmerksamkeit und unser Studium erheischt, so ist auch der Zweck dieser Zeitschrift im Allgemeinen und die besondere Art, in der wir bemüht sind, diesen Zweck zu erfüllen, vollkommen gerechtfertigt. Aufmerksamem Lesern ist gewiß nicht entgangen, daß wir niemals hinter den Interessen des Tages zurückgeblieben, daß sich durch die Masse von Stoffen, die wir im Laufe eines Jahres verarbeiten, die zeitbewegenden Ideen wie ein rother Faden ziehen, und daß unsere Gemälde, wenn auch in ausländische Rahmen gefaßt, doch meistens die Luft und die Farbe der Heimat wieder spiegeln.

Und so mögen denn unsere Bestrebungen auch fernerrhin wohlwollenden Lesern empfohlen seyn.

J. V.

Frankreich.

Deutschland im Jahre 1600.

Strasburg und seine Verfassung. — München und seine Korrositäten. — Wien und die Türken. — Ungarn und Schlessen. — Prag und Religionsfreiheit. — Dresden's Alt- und NeuStadt. — Wittenberg und die Reformatoren. — Magdeburg und seine Belagerungen. — Braunschweig und die herzogliche Gewalt. — Lüneburg und die Haide. — Lübeck und die Bandagen. — Hamburg und Jupiter. — Bremen und Emden. — Der Kaiser und das Reich.

Der Herzog Heinrich von Rohan, eines der tapfersten Mitglieder des französischen Adels zu Anfang des 17. Jahrhunderts und einer der einflussreichsten Gegner Richelieu's, als dieser Cardinal-Minister es unternahm, den Adel unter seine und des jugendlichen Ludwig's XIII. Gewalt zu beugen, machte zu seiner Ausbildung eine Reise durch Europa und führte darüber ein Tagebuch, das nachmals auch in Amsterdam (1646) unter dem Titel „Voyage du Duc de Rohan fait en l'an 1600, en Italie, Allemagne, Pays-Bas, uni, Angleterre et Escosse“ gedruckt worden.

Der Herzog, der im Jahre 1579 geboren war, hatte diese Reise im Mai des J. 1600 angetreten, sah also Deutschland noch vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, die freilich von den alten Sehenswürdigkeiten so viel vernichteten, daß lange nachher kein vornehmer Reisender es der Mühe werth hielt, das Land zu sehen und zu beschreiben. Für uns haben des Herzogs Schilderungen ein um so größeres Interesse, als er ein für seine Zeit wahrhaft gebildeter Mann war. Heinrich IV. hatte seine früheste Erziehung geleitet, da der Herzog schon als Kind seinen Vater verloren hatte. „Der König“, sagt ein Zeitgenosse, „berief den Herzog von Rohan schon im Alter von neun Jahren in den Staatsrath, damit das, was er hier hörte, dem jungen Herrn eine Anleitung sey, der, wie Heinrich wohl vorher sah, zu großen Dingen bestimmt war.“ Bei der berühmten Belagerung von Amiens im J. 1597 findet man den Herzog bereits mit einem wichtigen Kommando bekleidet; er war damals achtzehn Jahr alt und that Wunder der Tapferkeit. Nach dem im folgenden Jahre abgeschlossenen Frieden von Verdun sagte er den Entschluß, nach dem Morgenlande zu reisen, und zwar, wie er sagt,

„nicht aus Aberglauben, wie der größte Theil derjenigen welche diese Reise bloß machen, um Jerusalem zu sehen, sondern — da ich jetzt in Frankreich keinen Nutzen stiften kann, indem der Frieden abgeschlossen und mein geringes Alter geeigneter dazu, zu lernen, als dem Vaterlande zu dienen — vielmehr um meine Zeit darauf zu verwenden, diese verschiedenen Länder und Völker zu beobachten.“ — Warum er seinen Plan nicht ausgeführt, sondern als er über Deutschland nach Süd-Italien gekommen war, von dort wieder über Deutschland, die Niederlande und Großbritannien nach Frankreich zurückkehrte, wird in dem Buche nicht erklärt. „Ich mußte mich begnügen“, sagt er, „die Länder der Christenheit zu sehen, in denen ich jedoch so viele merkwürdige Dinge wahrgenommen, daß mein Gedächtniß allein sie nicht behalten kann und ich es daher durch diesen kleinen Abriss meiner Reise erleichtern will.“

Bergebens sieht man sich nach einigen näheren Daten über seine Art, zu reisen, oder über seine Reisebegleitung um; er gedenkt dieser Umstände mit keinem Wort. Ungleich den Touristen unserer Zeit, namentlich den fürstlichen Verstorbenen oder noch Lebenden, nimmt die eigene Person des Herzogs einen sehr untergeordneten Rang in seiner Darstellung ein; nicht ein einziges Abenteuer theilt er uns mit, und nicht eine einzige kleine Indiscretion gegen die vornehmen Kreise, in welche er zu kommen Gelegenheit hatte. Nach zweihundertfünfundvierzig Jahren hat diese Tugend freilich an Werth verloren, und wir würden es lieber sehen, wenn der Reisende weniger diskret gewesen wäre, so daß wir mehr über die Personen und häuslichen Zustände seiner Zeit erfahren hätten. Seine Beobachtungen sind meistens vom militairischen Gesichtspunkt aus aufgefaßt; der künftige General, der so viele feste Plätze für die Sache der Reformirten verteidigen sollte, passirte nicht leicht irgend eine Stadt, ohne sich mit ihren Verteidigungswerken genau bekannt zu machen.

Zunächst führte ihn sein Weg von Paris über Rheims nach Straßburg, dieser deutschen Stadt, die noch in demselben Jahrhundert, in welchem die Reise des Herzogs von Rohan unternommen ward, durch Verrath in die Hände des Nachfolgers Ludwig's XIII. fallen sollte. „Straßburg“, sagt er, „ist eine Stadt an den Gränzen des celtischen Gallien und wird zu den größten Städten Deutschlands gezählt; es liegt in sehr schöner Gegend und ist rings von breiten Wällen und dreifachen, ganz von fließendem Wasser angefüllten Gräben umgeben. Der Rhein geht eine halbe Stunde von der Stadt vorbei und entsendet einen Arm, der sich innerhalb der Stadt mit der Preuse vereinigt, einem Flusse, der durch die Stadt fließt und eine Stunde davon sich in den Rhein verliert. Ptolemäus, Marcellinus, Sertus Aurelius nennen die Stadt Argentoratum, Andere Argentina, wie allgemein angenommen wird, wegen des Reichthums, der sich daselbst befunden haben soll. Regino, der vor mehr als 700 Jahren geschrieben, nennt es Straßburg, weil es demassen zerstückt gewesen, daß es nur noch eine große Landstraße war; seitdem ist es so schön wieder erbaut worden, daß es bis zu der Größe wieder anwachsen konnte, in der wir es jetzt sehen. Die Stadt gehörte zuerst den Franzosen, alsdann dem Reiche, und ist seit fünfshundert Jahren, in Folge eines Aufstandes, bei welchem die gemeinen Leute die Stärkeren waren, zur Republik gemacht worden, in welcher Verfassung sie sich noch bis auf diese Stunde befindet.“

„Es ist dies der Grund, warum in allen ihren Räten zweimal so viel Bürgerliche als Adelige sitzen, und zwar giebt es ihrer besagten Räte fünf, nämlich: den der Dreizehn, der Fünfzehn, der Einundzwanzig, der Dreißig und der Achtzehn. Der erste und der oberste besteht aus vier Adelligen und neun Bürgerlichen, von denen der Ammeister meistens der Vorgesetzte, und ist er es nicht, so wechselt das Konsulat jährlich. Folgendes sind ihre Titel und die Zeiten, in denen sie ihre Würden und Functionen bekleiden: Bürgerliche Ammeister sind für das Zeughaus auf zwölf Monate bestellt; adelige Stadtmeister: für den Krieg, drei Monate; Konsularen oder Bürgermeister: für den Marshall, sechs Monate; Bürger, Bauern und Partschiere, sechs Monate. — Der zweite, welcher der Rath der Fünfzehn heißt, besteht aus fünf Edel-leuten und zehn Nicht-Adeligen. Sie bewachen — während ihres ganzen Lebens, wenn sie nicht in einen höheren Dienst treten — die Sitten eines jeden, als Censoren über die Handlungen aller anderen Beamten; auch liegt ihnen der Haushalt der Stadt ob, und sie allein haben zu den Geldbußen zu verurtheilen. — Der dritte oder der Rath der Einundzwanzig besteht aus sieben Adelligen und vierzehn gemeinen Leuten, die ihr ganzes Leben lang nichts Anderes zu thun haben, als daß sie dem Rath der Dreizehn oder dem der Fünfzehn beitreten, wenn dort etwas Wichtiges und sehr Geheimtes vorliegt. — Der vierte oder der Rath der Dreißig besteht aus zehn Adelligen und zwanzig Nicht-Adeligen. Ihr Amt dauert zwei Jahre. Sie befinden sich alle Dienstag im Gerichtshof, und sämtliche Advokaten verhandeln vor ihnen jede Art von Prozeß, falls die Prozeßsumme nicht 800 Gulden übersteigt. — Der fünfte und kleinste Rath besteht aus sechs Edelleuten und zwölf Nicht-Adeligen. Ihr Amt dauert ein Jahr; sie nehmen von allen geringfügigen Prozeßen, so wie von kleinen Schulden und Erbschaften, Kenntniß. Die Wahl des Ammeisters geschieht alljährlich, und zwar durch den Rath der Dreißig. Der besagte Ammeister wird während seiner Amtsdauer auf Kosten der Signoria erhalten und soll stets an offener Tafel speisen.“

„Ich habe diese kuriöse Art von Republik eben nur der Kuriosität halber beschrieben, nicht aber weil ich diesen populären Staat für gut halte. Was mir am meisten daran gefallen, war die gute Mählzeit, mit welcher man mir aufwartet, und was ich am liebsten in der Erinnerung behalten von Allem, was ich dort gesehen, wäre eines großen Königs viel würdiger, als dieses Volkes: nämlich das Zeughaus, welches wegen der Anzahl von Geschützen und anderen Waffen, so wie wegen der zahlreichen Munitionen aller

Art, überaus bewunderungswürdig ist. Es sind dieselben so gut unterhalten, so nett und wohlgeordnet, daß man in der Welt nichts Schöneres zu sehen vermag. Die Anzahl der besagten Geschütze besteht aus 370 gegossenen Stücken, welche durch Binden montirt werden. Sie besitzen keine Batterie-Kanone, und zwar aus einem sehr kleinbürgerlichen Grunde; denn wie sie sagen, wollen sie Niemand angreifen, sondern sich nur verteidigen. Sie haben auch große Magazine von Wein, Getraide, Mehl, Holz, Kohlen und allen anderen Bedürfnissen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Es giebt hier drei sehr gut unterhaltene Hospitäler: eines für Kranke, ein anderes für Findlinge und Waisen, die man, nachdem sie bis zum zwölften Jahre erzogen worden, das Gewerbe lernen läßt, welches sie sich erwählen, und ein drittes Hospital ist für Pilger bestimmt. Was endlich die schönsten Gebäude betrifft, so sind darunter das Rathhaus und der Münster zu zählen, der für den höchsten Thurm der Christenheit gehalten wird. Die Uhr an demselben ist sehr schön, aber die, welche ich in Augsburg gesehen, übertrifft sie noch.“

Man sieht, dem Herzog hat es hauptsächlich darum nicht gefallen in Straßburg, weil dort die Adelligen von den „gemeinen Leuten“ (Villains, roturiers) unterdrückt worden; im Uebrigen aber ist er keinesweges hochmüthiger Natur, wie denn auch der Beifall, den er in seinem Werke dem Gemeinwesen anderer deutschen Reichstädte, der Stadt Genf und Hollands schenkt, den Beweis liefert, daß er Freiheit und Bürgerinn zu schätzen weiß. Von Straßburg aus besuchte er die Städte Speier, Worms, Frankfurt, Mainz, Heidelberg, Ulm, Augsburg und München. An keinem Orte unterläßt er, den Namen, den er zur Zeit der Römer getragen, sorgfältig zu erforschen; er beschreibet die öffentlichen Gebäude, andere Sehenswürdigkeiten und insbesondere stets die Zeughäuser; er rühmt den Empfang, den ihm der Kurfürst von der Pfalz zu Theil werden ließ, aber auch die übrigen deutschen Fürsten, denen er vorgestellt wird, lassen es an Aufmerksamkeit gegen ihn nicht fehlen. Wir erfahren von ihm, daß schon zu seiner Zeit die in Bayern regierenden Fürsten für ihre Hauptstadt München viel gethan, daß sie allerlei Kuriositäten und Raritäten dort gesammelt, unter welchen der Reisende besonders den Helm und den Degen hervorhebt, die der König Franz I. in der Schlacht von Pavia getragen, „die seltenste Trophäe“, sagt er, „die sich nicht bloß hier, sondern in der ganzen Welt befindet.“

Von Bayern reiste er über Trient, eine schon damals „halb italiänische Stadt“, nach Italien. Zehn Tage gebrauchte er, um über die tyroler Alpen zu kommen; so lange dauerte in jener Zeit das Reisen, denn zum Vergnügen hielt sich der Herzog im Gebirge nicht auf, da er, wie er sagt, erst wieder frei athmete, als er aus den Bergschluchten heraus war. Auf seiner Reise nach Padua, Benedig, Verona, Mailand (an welchem Orte er besonders die Industrie bewundert, die dort damals verhältnismäßig noch mehr blühte als jetzt), Genua, Florenz, Rom und Neapel wollen wir ihn nicht weiter begleiten, da uns für den Augenblick nur das interessirt, was er über Deutschland sagt, und so schließen wir uns ihm erst wieder auf der Rückkehr und zwar in Oesterreich an, wohin uns seine Erzählung mit einemmal versezt, ohne das gesagt wird, wie er von Mantua nach der Donau und zwar nach Passau gekommen sey. Auf diesem Strome gelangt er nach Wien, welcher Hauptstadt er jedoch nur einen kurzen Artikel widmet. Folgende Kriegs-Anekdote ist beinahe Alles, was er uns über die Kaiserstadt mittheilt: „Die Belagerung Wiens durch Soliman im Jahre 1529 ist besonders merkwürdig“; sie begann am 13. September und ward am 16. Oktober wieder aufgehoben wegen des schönen Widerstandes, den die Christen daselbst leisteten. In der Stadt ist eine kleine Statue von einem Türken zu sehen, der, während der Belagerung den Christen nachsehend, die einen Ausfall gemacht, in dem Gewirre mit in die Stadt gerieth und sämmtliche mit Ketten gesperrte Straßen passirte, ungeachtet der Büchenschüsse und anderen Hindernisse von Seiten derjenigen, so ihm begegneten, bis zu einer der letzten Ketten, gegenüber der Statue, die ihm errichtet worden, wo, als er jene Kette überspringen wollte, sein Pferd stürzte und er getödtet ward. Es ist dies eine der schönsten Merkwürdigkeiten der besagten Stadt, nicht von wegen der Herrlichkeit der Figur, sondern in Betracht der Tapferkeit des gedachten Türken. Die Stadt ist klein, aber gut gebaut und sehr volkreich.“

„Um nicht zu bedauern, daß ich so nahe bei Ungarn gewesen, ohne davon sprechen zu können, entschloß ich mich, einen der festesten Plätze des Landes, wenigstens desjenigen Theiles, der den Christen verblieben, zu besuchen.“ — Als diesen festen Platz nennt darauf der Verfasser Javarin, welches vielleicht nichts anders ist, als die damals feste Stadt Jauer (Javornia) in Schlesien,*) indem er bald darauf auch des nahegelegenen Platzes Strigonia gedenkt, wohin er zu seinem Bedauern nicht habe gelangen können. Strigonia ist aber auch nichts anders als der lateinische Name der schlesischen Stadt Striegau. Vermuthlich hat also der Herzog, der eben so wenig deutsch, als böhmisch und ungarisch verstand, Schlesien für Ungarn angesehen, wofür auch der Umstand spricht, daß er unmittelbar von „Javarin“ nach Prag gelangt, welches er „nicht sonderlich freundlich und sehr schmutzig, aber ungemein volkreich“ darstellt. „Die Stadt ist auch“, fügt er hinzu, „in den Religionen sehr getheilt, indem es in Deutschland keine Sekte giebt, von welcher sich daselbst nicht eine Ausaat befindet, und zwar ist nach der katholischen Religion die am meisten verbreitete und gestattete die hussitische.“

(Schluß folgt.)

*) Es ist dieselbe nicht mit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 zu verwechseln.

**) In Ungarn heißt nur noch das Gebirg in der Nähe des Flusses Ungvár Javarin; dies kann der Reisende jedoch nicht gemeint haben.

Algerien.

Ein deutscher Renegat in Nord-Afrika.

Aus einer kürzlich erschienenen englischen Schrift, betitelt: „Eine Stimme aus Nord-Afrika“, entlehnen wir die Geschichte der Abenteuer eines Deserteurs aus der französischen Armee in Algier, der jetzt als Renegat in Tunis lebt. Diese Abenteuer nehmen nicht bloß unser Interesse in Anspruch, weil das in Rede stehende Individuum ein Deutscher ist, sondern auch weil sie uns ein lebendiges Bild von den Sitten und Zuständen der Eingebornen liefern.

Johann Gottlieb Krüger, aus Rheinpreußen gebürtig, wurde durch die Vorspiegelungen französischer Berber bewogen, sich in die Algiersche Fremdenlegion aufnehmen zu lassen, und mit seinen Kameraden zur Besetzung Bugia's abgeschickt, wo ihm schwere Arbeit, dürftige Kost, kein Sold und sehr harte Behandlung von seinen Vorgesetzten zu Theil ward. Endlich beschloß er, zu desertiren, und entfloß im März 1834 aus Bugia. Nachdem er viel von Hunger gelitten, fiel er in die Hände einiger Araber, von denen er anfangs freundlich behandelt wurde. Während er sich bemühte, seine Wirtshaus mit den wenigen Worten ihrer Sprache, die er aufgesessen hatte, zu unterhalten, kam ein anderer Araber an, der ihn in erträglicher französischer Anrede. „Er erzählte ihm, daß er an der Küste gewesen und mit den Franzosen Verkehr gepflogen, die er von Grund des Herzens hasste. Dies machte den armen Krüger sehr besorgt, da es zu nichts half, den Arabern zu sagen, daß er ein Preuße sey und in französische Dienste gelodt worden: jener Araber hielt ihn gleichwohl für einen Franzosen und Feind und wollte auf seine Erklärungen hören. Die anderen Araber waren bald der Meinung ihres Landsmannes, und obgleich sie von den Franzosen nichts weiter wußten, als was dieser ihnen erzählte, so hielten sie sie doch für die Feinde der Muhammedaner und also auch für die ihrigen. Krüger hatte jetzt die Behandlung eines Feindes zu erwarten. Der Araber verließ ihn auf eine kurze Zeit, und als er zurückkehrte, redete er ihn mit folgenden Worten an: „Ich bin sehr betrübt, daß ich schlechte Zeitung bringen muß; betrachte dieses neue Schwert, mit welchem ich auf die Bitte der Einwohner dieses Dorfes dein Haupt von deinem Körper trennen soll, und betrachte diesen neuen Kopf, der es aufnehmen soll.“ Wie dem Deserteur bei diesen Worten zu Muthe gewesen seyn muß, läßt sich leichter fühlen als beschreiben. Er nahm jedoch all seinen Muth zusammen und fragte Jenen, ob die Operation sogleich stattfinden sollte, und wenn dem so wäre, so bat er ihn, seine Pflicht so schnell als möglich zu thun. Aber der Araber bedeutete ihm, „diese Nacht noch ruhig zu schlafen, da er seine Pflicht bis zum folgenden Morgen aufschieben könne.“ Nachdem er dieses gesagt, blieb er noch einige Minuten bei dem Gefangenen und bezeugte ihm seine Betrübniß über das Schicksal, das ihn erwartete, worauf er die Leute aus dem Zimmer trieb und den unglücklichen Mann sich selbst überließ.“

Aus dieser drohenden Gefahr wurde Krüger durch einen Derwisch gerettet, der ihn bewog, Muhammedaner zu werden. Bei seiner Aufnahme in den Islam bekam er den Namen Muhammed Ibn Abd-Allah Scherif; der letzte Name, welcher „Heiliger“ bedeutet, wurde ihm wegen seiner vermeinten medizinischen Geschicklichkeit gegeben:

„Als Europäer, Heiliger und Arzt, glaubten die Araber, müsse er übernatürliche Kräfte besitzen, und sie brachten ihn daher nach einigen Ruinen in der Nähe von Ghifza, wo viele Schätze verborgen seyn sollten, welche sie ihn baten durch seine Kunst zu entdecken und ans Licht zu fördern. Sie zu enttäuschen, hielt Krüger für vergeblich, da dieser Glaube von ihren Vorfahren herührte, die sie für unfehlbar hielten. Er gab also vor, ein Gebet zu verrichten, und nachdem er eine halbe Stunde auf einem Stein mit einer lateinischen Inschrift in hochender Stellung gelegen, erzählte er ihnen, der Schatz müsse noch 25 Jahre lang verborgen bleiben, und dann werde ein armer junger Mann so glücklich seyn, sich seiner zu bemächtigen, und von ihnen zu ihrem Häuptling erhoben werden. Sie glaubten die Geschichte, und Krüger's Ruf war nicht im mindesten erschüttert.“

Krüger oder, wie wir ihn nunmehr nennen wollen, Abdallah traf noch mit anderen Desertireuren zusammen, mit denen er, als Derwisch verkleidet, unter den Stämmen des Atlas umherzog. In Afemorn wurde er seiner Kleider beraubt und als Sklave an den Häuptling des Stammes Aulad-Matta verkauft. Während er sich in dieser Lage befand, war er Zeuge eines eigenthümlichen Zusammentreffens zwischen den Aulad-Matta und einem feindlichen Stamm. „Die Aulad-Matta blieben nie länger als sechs oder sieben Tage an einem Orte, indem sie, sobald sie keine Weide mehr für ihr Vieh hatten, weiter zogen. Eines Tages, als Abdallah die Pferde tränkte, kamen Einige von den Leuten herzugelaufen und riefen: Eladu! eladu! (die Feinde!) worauf Alle nach ihren Pferden liefen, ihre Waffen ergriffen und mit dem Häuptling und seinen zwei Söhnen an der Spitze dem Feind entgegenzogen, während sie die Weiber zurückließen, um die Zelte zusammenzupacken. Nach einstündigem Ritt kamen sie in die Nähe ihrer Feinde, wo sie sich in drei Reihen aufstellten und die Befehle ihres Häuptlings erwarteten. Inzwischen spornte Dschelela, des Häuptlings ältester Sohn, ein feuriger junger Mann, seinen glänzenden weißen Renner, der ihn fast im Nu in Pistolen schußweite vom Lager der Feinde brachte. Dies bedeutete eine Herausforderung an ihren Häuptling, welche von demselben bald angenommen wurde. In wenigen Minuten trafen die beiden Krieger auf demselben Fleck zusammen; man kam überein, sich der Pistolen zu bedienen, worüber die Aulad-Matta sehr froh waren, da Dschelela ein sehr guter Schütze war. Zwei Schüsse wurden von Jedem abgefeuert, von deren einem der Häuptling des Feindes verwundet ward. Man beschloß, einen dritten und letzten abzufeuern; aber dieser machte bald Bo Aze's Partei für ihren Vor-

kämpfer besorgt, da er von seinem Gegner schwer verwundet ward. Jetzt griffen sie einander mit Schwertern an, welche Waffe Beide meisterhaft handhabten. Das Blut strömte auf den Boden aus den zahlreichen Wunden, die Jeder von ihnen empfing. Dschelela, der erschöpft war, versuchte einen letzten Angriff, und indem er mit der größten Wuth auf seinen Gegner losstürzte, ergriff er ihn und versuchte, ihn vom Sattel herunterzureißen. Beide fielen auf den Boden; es folgte nun ein verzweifelter, aber eine Zeit lang unentschiedener Kampf, bis eine tödtliche Wunde, die Dschelela von seinem Gegner erhielt, ihn todt auf den Platz streckte. Kaum sahen die Aulad-Matta ihren jungen Helden sterben, als sie ihr Schicksal für entschieden hielten; Alle wandten sie wie Ein Mann dem Feind den Rücken und gallopirten so schnell, als ihre Pferde sie tragen konnten, davon, indem sie so laut als möglich schrien: Saidna Dschelela maat! Saidna Dschelela maat! (unser Herr Dschelela ist todt!) bis sie ihre Zelte erreichten. Hier ward Alles von oberst zu unterst gekehrt; die Zelte und alle andere Effekten wurden auf die Kameele gebracht, und in wenigen Augenblicken sah man den ganzen Stamm, Männer, Weiber und Kinder, sich nach der Wüste zu bewegen.“

Als man einen sicheren Platz erreicht, wurde ein Klagefest um den Verlust Dschelela's festgesetzt, und die Beschreibung der Trauer ist nicht weniger merkwürdig:

„Früh am Morgen kleideten sich Alle so schlecht, als sie konnten. Die saugenden Kameele, Kälber und Lämmer wurden gebunden und in Dschelela's Zelte gebracht, während man ihre Mütter draußen frei laufen ließ. Man kann sich vorstellen, welchen Lärm diese Thiere machten. Dann kamen die Frauen zusammen, in alle Arten von Lumpen gekleidet, mit aufgelöstem Haar, das sie sich handvollweise austriffen, während sie zugleich weinten und so laut als möglich schrien. Die Männer saßen alle ruhig auf dem Boden, die Häupter entblößt und nur mit etwas Erde bestreut. Die Knaben schlugen die Hände, deren Zahl mehrere Hundert betrug, um sie bellend und heulend zu machen. Diese harmonische Musik wurde den ganzen Tag fortgesetzt und dann drei Wochen hindurch täglich drei Stunden wiederholt, worauf die Trauer um Dschelela endete.“

Es gelang Abdallah nach einiger Zeit, den Aulad-Matta's zu entfliehen; doch fiel er bald darauf dem grausamen Bey von Konstantine in die Hände. Kaum hatte dieser Fürst gehört, daß er ein Christ sey, als er befahl, ihn in Ketten zu legen und in ein scheußliches Gefängniß zu werfen, wo er zwei Wochen blieb und täglich das Ende seiner Leiden erwartete. Der Kerkermeister war glücklicherweise menschlich gesinnt; ihn bat Abdallah, sich für ihn bei dem Bey zu verwenden und ihm zu sagen, daß er kein Franzose sey und durchaus nicht den Lohn seiner Hobeit verdiene. Dies geschah, und am folgenden Morgen wurde der Gefangene aus seinem Kerker geholt und vor Hadshi Hamed gebracht. Derselbe saß auf einem Teppich vor seinem Zelt, während zwei Löwen in geringer Entfernung von ihm gefesselt lagen. Neben ihm saß ein gewisser Bo Aze, sein Minister, ebenfalls mit übereinandergeschlagenen Beinen, auf dem Boden. Ihnen gegenüber saßen mehrere Offiziere, die eine Art Halbkreis bildeten. Der Gefangene wurde in die Mitte gebracht und von dem Bey folgendermaßen angeredet: „Junger Mann, dein Leben war in der größten Gefahr; morgen wollte ich deinen Kopf abschneiden und deinen Körper diesen Löwen vorwerfen lassen, hätte nicht Mustapha (der Kerkermeister) mir gesagt, daß du kein Franzose seiest. Nun, nimm dies (er händigte ihm einige Piaster ein) und geh, wie es dein Wunsch ist, die heilige Stadt zu besuchen.“ Nachdem er diese ähnliche Gefahren überstanden, erreichte er endlich Tunis, wo er in den Dienst des Bey trat. „Abdallah“, erzählt der Verfasser der oben angeführten Schrift, „ist seitdem zu dem Amt eines Schater, einer Art Leibwache, aufgestiegen und jetzt mit seiner Lage so zufrieden, daß er nicht daran denkt, zu dem Glauben seiner Väter zurückzukehren. Ich habe ihn oft hierzu zu bewegen gesucht, aber umsonst. Er glaubte, er könne eine Art Christenthum mit dem Muhammedanismus verbinden und sich so beide Wege in den Himmel offen halten.“

Indischer Archipelagus.

Borneo und das Pontianakische Reich.

(Gesammelte Mittheilungen aus in Indien erscheinenden Zeitschriften.)

I.

Ein gewiß nicht unbedeutender Fleck unserer Erde ist die Insel Kalimanta, von den Europäern Borneo genannt, welches wahrscheinlich nur eine Verstümmelung des Namens Braunie ist, eines Dorfes auf der Nordwestküste der Insel, das zuerst durch die Portugiesen entdeckt ward und noch jetzt bei allen europäischen Nationen unter dem Namen Borneo propria bekannt ist. Die Insel nimmt unter denen des Indischen Archipels den ersten Rang ein; ihr Flächeninhalt soll sich auf ungefähr 11,000 geographische Quadrat-Meilen belaufen. Vergebens suchen wir auf unseren Karten eine Insel, welche ihr an Größe gleichkäme, es wäre denn vielleicht Madagaskar.

Wie schade, daß das Innere der Insel Borneo noch so wenig bekannt ist, obgleich es dem Forscher eine so überschwenglich reiche Ausbeute merkwürdiger Naturprodukte verspricht, wenn man nach dem Ergebnis der wenigen bis jetzt erforschten Strecken seines Bodens schließen darf. Es giebt auf dieser Insel Ströme, wie man sie im ganzen Indischen Archipel vergeblich sucht, die hinsichtlich ihrer Breite und Tiefe dem Rhein nicht nachstehen. Ausgedehnte Moräste und unabsehbare Urwälder, in denen noch die Natur so fortlebt und fortbesteht wie am ersten Schöpfungstage, machen es dem Reisenden unmög-

lich, nach den Stellen vorzubringen, wo die ursprünglichen Bewohner dieser Insel noch im Naturzustande leben, wo der Armenisch noch in den Wäldern herumstreift und noch nie ein Strahl von Civilisation und Aufklärung durchgedrungen ist. Selbst bei den am Seebrande wohnenden Dayaker's, die nun schon seit Jahrhunderten mit fremden Völkern und Europäern in Berührung gestanden haben, hat sich der Einfluß des Umganges mit gebildeteren Nationen noch in sehr geringem Grade geltend gemacht; noch nie hat der Strahl einer sanfteren, wahren Religion bei ihnen Eingang gefunden. Diese Völkerschaften glauben zwar an ein mächtiges, höchstes Wesen, aber sie halten es für zu unendlich hoch und erhaben über sich stehend, als daß sie es wagen dürften, ihre Gebete zu ihm zu richten. Zwischen ihnen und der Gottheit stehen geringere Geister, meistens bössartiger Natur, vor denen sie sich in sklavischer Ehrfurcht beugen. Fein gespaltene und geklopfte Baumrinde dient ihnen zur Kleidung; Arbeit kennen sie nur, wenn Hunger und Durst sie dazu zwingt. Mordmord, nicht öffentlich dargelegter Muth, giebt ihnen Ruhm und Ansehen. Kein Mann darf sich bei ihnen verheiraten, ohne vorher ein Menschenhaupt, sey es nun das eines Feindes oder eines Unschuldigen, den er vorher vielleicht nie gesehen, der ihm nie ein Leid zugefügt, seinem Mädchen zu Füßen gelegt zu haben. Kein Jüngling wird in die Reihen der Männer aufgenommen, wenn er nicht eine gewisse Anzahl von ihm selbst erbeuteter Schädel als Beweise seiner Tapferkeit im Rauche seines Heerdes hängen hat. Der natürliche Tod eines Jeden, selbst eines abgelebten Greises, wird Zauberkünsten oder der Hinterlist seiner Feinde zugeschrieben und heißt Rache. Gegenseitiger Mord und Krieg stehen dort auf dem Vorgrund des gesellschaftlichen Lebens und sind durch Gebräuche und Gesetze geheiligt.

In einem solchen Lande, so überreich es auch seyn möge an glänzenden Edelsteinen, an Gold und edlen Metallen, so unerschöpfliche Quellen für den Handel und Wandel es dann auch liefern möge, darf und kann man wohl noch keine geistige Entwicklung des Menschen erwarten. Der Boden ist fruchtbar und herrlich, denn seit der Schöpfung berührte ihn noch nie der Pflug oder die wühlende Hand des Menschen, und der Fleißige würde seine Arbeit hier mit reichem Ertrage belohnt sehen. In Europa und Asien sind Borneosche Diamanten und andere edle Steine bekannt; Java und China kennen das feine Gehalt seines Goldes, welches Unternehmungsgeist und Gewinnsucht aus seinem Innern ans Tageslicht zu fördern weiß. Borneosche Rotting's (in Europa unter dem Namen „spanische Röhre“ bekannt) kauft man in Canton und Amsterdam, auf allen Handelsplätzen der bekannten Welt. Die Berge enthalten alle Metalle, welche der industriöse Mensch zur Verfertigung seiner Geräthschaften bedarf; sie sind reich an Eisen und Zinn, und selbst Platina-Adern finden sich vor. Tiefe und schnellströmende Flüsse verbinden das Land nach allen Richtungen. Der Boden ist, wie schon gesagt, sehr fruchtbar und würde Reis, Kaffee und Zuckerröhre eben so üppig hervorbringen, als das benachbarte Java. In den Wäldern giebt es Tigerlagen und langgeschwänzte Affen, selbst Rhinocerosse, wilde Schweine und Hirsche in Menge. Die Flüsse sind mit überhängendem Laubwerk bekränzt, in dessen Schatten sich zahlreiche Fischschaaeren herumtummeln. Am morastigen Seebrande giebt es viele Krokodile.

Die Süd- und Westküste von Borneo sind am meisten bekannt. Die Strandgegenden sind zwar größtentheils flach und sumpfig, wenn man jedoch weiter ins Innere vordringt, so trifft man einen fruchtbaren hügeligen Boden. Die Bevölkerung der Strandgegenden besteht hauptsächlich aus Malayen und Buginesen, die sich durch Handels-Verbindungen allmählig dahin gezogen haben. Auf der Westküste giebt es viele Chinesen, man sagt, ungefähr 60,000, die größtentheils vom Graben nach Gold und Erzen leben. Schon im 17. Jahrhundert hatte die Ostindische Compagnie verschiednemal Niederlassungen an dieser Küste etablirt, die jedoch später, da sie die Kosten nicht deckten, wieder eingezogen wurden. Die nördlichen und östlichen Küsten von Borneo sind noch sehr wenig bekannt. Die Holländer haben dort nie Besigungen gehabt. Vor ungefähr dreißig Jahren machten die Engländer einen Versuch mit der Errichtung eines Etablissements zu Brauntie, welches jedoch nicht lange darauf, in Folge der feindseligen Gefinnungen, welche die Eingebornen der Umgegend anhaltend an den Tag legten, wieder verlassen worden ist.

Die Süd- und Westküste Borneo's bildeten in früheren Jahrhunderten die Reiche Banjerfassung und Succadana. Ersteres besteht noch, letzteres ist jedoch allmählig durch innere Unruhen aufgelieben und in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten zerbrockelt.

Der größte und breiteste Strom der Insel heißt bei den Eingebornen Raponas und ergießt sich auf der Westküste ins Meer. Sein Ursprung ist noch nie aufgefunden worden, und selbst die an der Küste wohnenden Malayen und Dayaker wissen darüber nichts anzugeben. Vergeblich hat man in neuerer Zeit verschiedene Versuche gemacht, stromaufwärts zu fahren und so seine Quellen zu erforschen. Ein Herr Müller, Beamter im Dienste der holländischen Regierung, ist noch von Allen am weitesten vorgebrungen. Veinabe wäre ihm zur Belohnung seiner unbeschreiblichen Ausdauer, womit er sich durch Berge und Urwälder einen Weg zu bahnen gewußt hatte, die Freude zu Theil geworden, den ersten kleinen Quell dieses mächtigen Stromes aufzufinden, als er plötzlich von den ihn begleitenden Dayaker's gerade in dem Augenblick, als er seine Waffen und die seines Gefolges hatte zusammenbinden lassen, um sie über einen steilen Felsen zu tragen, überfallen und ermordet wurde. Noch jetzt zieren sein Schädel und die seiner javanischen Begleitung

die Hütte eines Häuptlings jener Gegend. Der Oberlieutenant von Henrici, ein Deutscher, fuhr ungefähr 80 Meilen stromaufwärts. Die feindliche Gefinnung der ihn umgebenden Bevölkerung, Mangel an Lebensmitteln und große Massen in der Mitte des Fahrwassers aufgestapelte Felsenblöcke machten ihm ein weiteres Vordringen unmöglich. Bis zu dem Punkt, wo er umkehren mußte, ist der Fluß breit und majestätisch, an einzelnen Stellen unübersehbar und durchschnittlich 10—12 Faden tief. Längs seiner Ufer liegen die kleinen unabhängigen Reiche Selat, Selimbaun, Sekadaun, Sangaun, Mellaun und Tapang. Unterhalb des zuletzt genannten theilt er sich in sieben verschiedene Arme von beinahe gleicher Größe und Tiefe, die sich alle zwischen Succadana und Mampawa in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen in See ergießen.

Gegen Ende des Jahres 1843 wurde auf Batavia eine neue Expedition zu einer wissenschaftlichen Reise durch das Innere von Borneo ausgerüstet. Die holländische Regierung beauftragte damit zwei in ihren Diensten stehende deutsche Naturforscher, den Dr. Schwaner und einen Herrn von Gaffron, von deren Entdeckungen, wenn sie am Leben bleiben, man sich manche interessante Mittheilungen versprechen darf.

Mannigfaltiges.

— Herr von Polignac als Schriftsteller. Der Fürst von Polignac, der bekanntlich seit mehreren Jahren auf einer von ihm erworbenen Besitzung im Königreich Bayern lebt, hat kürzlich eine Schrift über seine Verwaltung und über seinen Antheil an den Ereignissen, welche die Juli-Revolution herbeigeführt, herausgegeben. Die Schrift führt die Worte Virgil's: „Felix qui potuit rerum cognoscere causas!“ als Motto, und die französischen Blätter fügen hinzu, daß der Fürst zu den Glücklichen, die die Ursachen der Dinge zu erkennen vermögen, nicht gehöre. Herr von Polignac bedauert nichts mehr, als daß er nicht zu Anfang des Jahres 1830 den Sitz der Regierung von Paris nach Bourbon-Vendee verlegt habe, wo König Karl X. die Juli-Ordonnanzen mit größerer Sicherheit hätte unterzeichnen können. Eben so hatte der Fürst damals dem Könige vorgeschlagen, die Kammer nach Orleans zu berufen, doch seyen leider „einige Hindernisse“ der Ausführung dieses Vorschlages entgegengetreten. Zu diesen „Hindernissen“ zählt Herr von Polignac augenscheinlich auch den einflussreichen Botschafter einer großen nordischen Macht, von welchem er sagt, daß er, wenn auch nicht mehr Republikaner wie in seinen Jugendjahren, doch sicher ein großer Liberaler gewesen sey, der mit den Häuptern der Opposition in beiden Kammern in genauer Verbindung gestanden und mit diesen namentlich in den Reunionen einer berühmten geistreichen Frau Zusammenkünfte gepflogen habe. Da Graf Pozzo di Borgo nicht mehr lebt, so kann er natürlich diese Anschuldigung auch nicht zurückweisen; wenn wir jedoch von der Richtigkeit einer anderen, vom Fürsten geltend gemachten rerum causa auf die der vorliegenden schließen dürfen, so ist auch diese wenigstens mit Behutsamkeit aufzunehmen. Herr v. Polignac behauptet nämlich, es seyen beim Ausbruche der Juli-Revolution nur darum so wenige Truppen in Paris versammelt gewesen, weil er ein Corps derselben nach der Gränze von Belgien detachirt hatte, um dadurch die preussische Armee im Schach zu halten, die im Begriffe gewesen sey, in jenes Land auf die Aufforderung des Königs der Niederlande einzumarschiren. Augenscheinlich will hierdurch der Fürst von Polignac zeigen, daß er dem Auslande gegenüber noch ganz anders aufgetreten sey, als die jetzige französische Regierung, doch hat das Journal de la Haye geglaubt, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen, indem es mit Bezug auf die Behauptung des Fürsten erklärte, daß der König der Niederlande zu jener Zeit keine Aufforderung habe ergehen lassen, und daß sich demnach auch keine preussische Armee in Folge dieser Aufforderung nach der belgischen Gränze habe bewegen können. Unter solchen Umständen ist auch die legitimistische Partei in Frankreich nicht weniger als zufrieden mit dem Buche des Fürsten von Polignac, der überdies auch den edelsten und geehrtesten Mann dieser Partei, den Vicomte von Chateaubriand, empfindlich angreift, indem er dessen Benehmen nach seiner Niederlegung des Gesandtschaftspostens in Rom als charakterlos bezeichnet und selbst gegen die Mémoires d'outre-tombe schon im voraus zu Felde zieht. Herr von Polignac hat sich als Staatsmann nicht sehr geschickt erwiesen, aber er scheint doch noch viel geschickter als Staatsmann denn als Schriftsteller gewesen zu seyn.

— Neue Nordpol-Expedition. Die englische Regierung ist im Begriff, eine neue Nordpol-Expedition abzuschicken, um die ober vielmehr eine nordwestliche Durchfahrt zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Meere zu entdecken. Die Royal Society, deren Direktorium um ein Gutachten über die Zweckmäßigkeit einer solchen neuen Expedition angegangen worden, hat die Ansicht ausgesprochen, daß, abgesehen von dem großen dadurch zu erreichenden Zweck, die der Wissenschaft, namentlich aber der Erdkunde und dem Erdmagnetismus, durch die Expedition erwachsenden Vortheile dieselbe ungemein wünschenswerth erscheinen lassen. Allem Anschein nach werden der „Tribus“ und der „Terror“, die auf der Südpol-Expedition unter dem Befehl des Sir James Ross so treffliche Dienste geleistet und die im besten Zustande von dieser großen Reise zurückgekehrt sind, auch zu der neuen Expedition verwandt werden.